Schießen und Verlangen: Über NAZA und das inszenierte Obszöne

Der Dokumentarfilm von Yuval Abraham und Rachel Szor folgt dem vorhersehbaren Schema des schuldbewussten Soldaten, doch die Protagonisten in „NAZA“ bringen etwas Dunkleres zum Ausdruck: die Trauer um den Verlust von Macht.

Abdal Jawad Omar, mondoweiss.org, 08.10.26

Es gibt einen hebräischen Ausdruck, der sich tief in die israelische Kultur eingegraben hat und vielleicht einer ihrer authentischsten Ausdrucksformen ist. Der Ausdruck lautet „yorim ve-bochim“ – „schießen und weinen“ – und ist zu einem festen Bestandteil des israelischen Kulturlebens geworden. Die erste Fassung geht auf eine Novelle zurück, die im Zuge der gezielten Vertreibung und ethnischen Säuberung der Palästinenser:innen durch die zionistischen Kräfte im Jahr 1948 entstand – ein Ereignis, das wir Palästinenser:innen als „Nakba“ bezeichnen.

Ich hatte erwartet, zu sehen, wie israelische Soldaten sich mit den von ihnen begangenen Verbrechen auseinandersetzen und Schuldgefühle zeigen würden. Was ich stattdessen vorfand, war etwas Erschütternderes und Ehrlicheres. Die Betroffenen halten sich aus Angst vor einer strafrechtlichen Verfolgung durch den Staat Israel versteckt – nicht, weil sie Verbrechen an Palästinenser:innen begangen hätten, sondern weil sie diese Verbrechen gestehen und ihre Geständnisse öffentlich machen.

Die Novelle „Khirbet Khizeh“ von S. Yizhar, benannt nach einem fiktiven palästinensischen Dorf, handelt von einem jungen Soldaten, der einerseits versucht, sich voll und ganz in eine Einheit zu integrieren, deren Aufgabe es ist, das Dorf einer „ethnischen Säuberung“ zu unterziehen, und andererseits mit Schuldgefühlen und moralischer Unsicherheit ringt. Der Soldat beschließt, die Aufarbeitung auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben, um die Aufgabe erst einmal zu Ende zu bringen und sich dann der emotionalen Arbeit zu widmen.

Im Laufe eines halben Jahrhunderts hat sich dieses Genre eigene Konventionen angeeignet: Meist steht ein sensibler israelischer Soldat im Mittelpunkt, der einen melancholischen Off-Kommentar spricht und Verbrechen erst dann gesteht, wenn dieses Geständnis nichts mehr ändern kann. Yizhars Novelle selbst hat das Schreiben einer ganzen Generation israelischer Autoren maßgeblich geprägt, ebenso wie viele israelische Filme, darunter „Waltz with Bashir“ und „The Law in These Parts“ sowie sogar die schlampig gemachte Serie „Fauda“. In allen diesen Werken finden sich Elemente des Klischees „Schießen und Weinen“.

Diese Werke stammen von Menschen, die dem zionistischen Ideal eines Landes und einer souveränen Macht ausschließlich für Juden treu blieben, sich aber dennoch bemühten, die Belastungen zu mildern, die ein koloniales Projekt der „Seele“ seiner Akteure auferlegt, indem es deren moralische Haltung verhärtet und eine seelenlose, maskuline und ungerührte Kampfgestalt hervorbringt. In vielerlei Hinsicht lässt sich dieses Genre als Angst davor interpretieren, zu dem zu werden, wenn sie Gewalt ausüben und an der Auslöschung und Zerstörung palästinensischen Lebens mitwirken.

Ich hatte erwartet, zu sehen, wie israelische Soldaten sich mit den von ihnen begangenen Verbrechen auseinandersetzen und Schuldgefühle zeigen würden. Ich hatte erwartet, zu sehen, wie sie sich durch performative moralische Gesten des Bekenntnisses und durch komplexe Auseinandersetzungen mit Notwendigkeit, Politik und moralischen Kosten rehabilitieren würden. Ich hatte den Verdacht: „Hier sind wir wieder“ – noch ein Film, in dem Israelis als interessanter, menschlicher und zu einem ganzen Spektrum an Gefühlen fähig dargestellt werden, während Palästinenser:innen weiterhin die „Primitiven“ bleiben, die als Kulisse für die zivilisierten Wesen dienen, die schießen und weinen.

Was ich stattdessen vorfand, war etwas Erschütternderes und Ehrlicheres. Die Betroffenen halten sich aus Angst vor einer strafrechtlichen Verfolgung durch den Staat Israel versteckt – nicht, weil sie Verbrechen an Palästinenser:innen begangen hätten, sondern weil sie diese Verbrechen gestehen und ihre Geständnisse öffentlich machen.

Wir hören ihre Stimmen nicht, und man sagt uns, dass die meisten dieser Bekenner, die auf den Dächern von Tel Aviv sitzen, „liberale“ Vertreter der Oberschicht sind – jene sensiblen Israelis, die in der Novelle von 1949 beschrieben wurden. Es sind nicht die brutalen Siedler, die im Namen des kommenden Messias töten; es sind die säkularen, liberalen Humanisten, die – wie einer der anonymisierten Protagonisten des Films behauptet – „die Araber nicht hassen“.

Meine erste Reaktion – abgesehen von Wut und einer Trauer, die an Schock grenzte – war ein Gedanke, dem ich schon in dem Moment misstraute, als er mir kam: dass Ben-Gvir durchaus etwas für sich hat, wenn man ihn mit diesen Yoga praktizierenden, Avocados essenden und Sauerteigbrot backenden Softwareentwicklern aus Tel Aviv vergleicht.

Lassen Sie mich ganz klar sagen, damit kein Raum für Missverständnisse bleibt: Ben-Gvir und seinesgleichen sind der Abschaum der Menschheit, doch ihr Rassismus, ihr Überlegenheitsgefühl und ihre Verachtung für palästinensisches Leben werden offen bekundet und in vielerlei Hinsicht ohne zu zögern in ihrer ganzen Wahrheit zur Schau gestellt.

Was an den Geständnissen dieser Israelis beunruhigt, ist nicht nur die Ähnlichkeit mit Eichmann – also die „Gedankenlosigkeit“ und die Banalität des Bösen in den Abläufen, die die israelische Kriegsmaschinerie perfektioniert hat, indem sie Gewalt in maschinelle Systeme und mathematische Gleichungen eingebettet hat –, sondern auch das Fehlen einer moralischen Aufarbeitung sol-

cher Verbrechen, die über Erklärungen hinausgeht, was sie getan haben und wie sie es getan haben.

Ja wir bekommen das „Ich konnte das einfach nicht mehr ertragen“ zu hören, oder erleben das Schweigen, wenn Yuval Abraham sie mit dem Widerspruch konfrontiert, dass sie einerseits behaupten, „keine Araber zu hassen“, andererseits aber Einheiten angehören, die für den Großteil der Todesfälle in Gaza verantwortlich sind. Was jedoch wirklich beunruhigt, ist das Gefühl der „Freude“, das sich subtil im Subtext des Geständnisses bemerkbar macht. Die Freude daran, eine quasi-göttliche Autorität zu sein, die darüber entscheiden darf, wer lebt und wer stirbt, das Gefühl der Freude beim Ansehen von Videos, in denen die Leiche eines Kindes von einem Hund gefressen wird.

Diese Israelis sagen uns, dass die Technik gut sei, denn wenn die Entscheidungen den Menschen überlassen würden, gäbe es mehr Todesfälle. Die Maschine ist eine Beschränkung – zwar eine effiziente Art zu töten, aber dennoch eine Beschränkung. Uns wird erzählt, es sei wie ein „Videospiel“ gewesen, und obwohl die Armee einen Psychologen hinzuziehen wollte, gab es dafür „keinen Bedarf“.

Das israelische Bekenntnis ist hier grober und weniger feinfühlig geworden und spiegelt die ganze Erschöpfung eines Armeekorps wider, das sich beim Denken auf Maschinen verlässt. Das System ist größer als jeder Einzelne von ihnen: „Ich bin nur ein Rädchen in einer größeren Maschine.“ Auf den ersten Blick könnten diese Aussagen wie eine Selbstrechtfertigung wirken, die dazu dient, die klassische israelische Linie zu vertreten, bei der man darüber klagt, was getan werden musste. Doch hier scheint das Bekenntnis noch etwas anderes zu fragen: „Sollte es mir leid tun, dass ich Freude an dem hatte, was ich getan habe?“ Es mag sich um einen Völkermord handeln; es mag, wie einer der Befragten sagt, an die Nazis erinnern, aber sollte es einem leid tun, ein Gefühl allumfassender Macht zu verspüren?

Die israelische Seite scheint hier weniger von ihrer moralischen Haltung überzeugt zu sein; sie ist unfähig, sich so zu freuen wie die Ben-Gvirs, nachdem diese geschossen haben, und ebenso unfähig zu jenem Klagen, das die klassische israelische Nicht-Entschuldigung einst geboten hatte. Heute sind dies Bekenntnisse, die von einer Sucht sprechen, und von der Erkenntnis einiger der anonymisierten Personen, dass diese indirekten Formen des Tötens und ihre Entscheidung, zu „säubern“, „auszuräumen“, „zu töten“, „abzuschießen“, „zu verstümmeln“ und „zu zerstören“, möglicherweise ungesund sein könnten.

In den Gesprächen, kommt das Verlangen nach Macht zum Ausdruck, über das Schicksal einer Familie zu entscheiden, sowie ein Gefühl der Katharsis angesichts der geleisteten Arbeit. Dass es sich um eine Art Sucht handelt, wird durch die Worte eines Bekenners deutlich, der von all den Hormonen spricht, die beim Abschließen einer Mission und beim Übergang zur nächsten eine Rolle spie-

len. Ein Gebäude ist erledigt, ein weiteres kommt dran. Diese Männer erlebten das Gefühl der Macht größtenteils hinter Bildschirmen, während sie in ihren Büros saßen und die Zerstörung beobachteten, die sie über ganz Gaza gebracht hatten.

Es ist die Umkehrung des alten Genres, das die israelische Kultur hervorgebracht hat. *Schießen und Weinen* verschafften dem israelischen Subjekt vorweggenommene Vergebung, solange der Israeli über die Verbrechen weinen konnte, zu denen ihn die „Araber" gezwungen hatten. Die Bekenner von NAZA geben in dieser konkreten Form nur wenig preis. Was in ihren Bekenntnissen zum Vorschein kommt, ist eine Abhängigkeit, die alltägliche Begegnung mit der Droge des Göttlichen und dann der Entzug, wenn der Dienst endet und die Maschine den „Ingenieur" oder den Geheimdienstoffizier zurück in die Cafés des geschäftigen Tel Aviv entlässt. Wenn überhaupt Trauer empfunden wird, dann wegen dieses Machtverlusts.

Auch deswegen sollte man mit Begriffen rund um *Sucht* vorsichtig umgehen und sie richtig einordnen. Ein Süchtiger weckt ein gewisses Mitleid, vielleicht sogar das Eingreifen enger Freunde und Familienangehöriger. Diese Männer und Frauen haben sich Tag für Tag und monatelang dafür entschieden, Menschen massenhaft zu töten. Ja, es wurde zur Gewohnheit, vielleicht sogar zur zweiten Natur, aber sie haben sich dafür entschieden.

Das System, in dem sie arbeiteten, hielt sie so weit wie möglich der direkten Konfrontation mit ihren Opfern fern und bot ihnen sowohl ein Spektakel als auch ein gesteigertes Selbstbewusstsein als Menschen, die ganze Welten und Leben gestalten konnten. Es hat ihnen Spaß gemacht. Arendts Eichmann verspürte keinerlei Begeisterung für seine Arbeit, und genau diese Abwesenheit war ihr Kernpunkt. Was diese Geständigen beschreiben, ist Gedankenlosigkeit und Banalität, gepaart mit einem erhöhten Puls.

Schießen und Weinen versprach den Israelis Erlösung, wenn auch erst zu einem späteren Zeitpunkt. *Schießen und das Verlangen* geben kein solches Versprechen; ihre Protagonisten wünschen sich mehr und das tröstet uns, die Palästinenser:innen, nicht. Was bleibt, sind zwei Archetypen von Israelis, die untrennbar mit der Armee und ihrer Tötungsmaschine verbunden sind: diejenigen, die im Namen der Endzeit und eines kommenden Messias töten, und diejenigen, die Freude daran haben, sich als Gott zu inszenieren.

Abdaljawad Omar ist Autor und Assistenzprofessor an der Birzeit-Universität in Palästina.

Quelle:https://mondoweiss.net/2026/10/shooting-and-craving-on-naza-and-the-mediated-obscene/

Übersetzung: M. Kunkel, Pako – palaestinakomitee-stuttgart.de